

Einar Schleef

* 17. Januar 1944 † 21. Juli 2001



Willkommen.

Vom Glück des Scheiterns.

*...und er sah nach Thüringen, welches er jetzt
hinter sich ließ, mit der seltsamen Ahnung
hinüber, als werde er nach langen Wanderungen
von der Weltgend her, nach welcher sie jetzt
reisten, in sein Vaterland zurückkommen, und als
reiste er daher diesem eigentlich zu.*

Novalis¹

Sangerhausen, DDR: 51 Grad 36 Minuten nördlicher Breite, 11 Grad 17 Minuten östlicher Länge. Dreißigtausend Einwohner am Nordrand der Goldenen Aue im südöstlichen Vorland des Harzes. Der sagemumwobene Kyffhäuser nicht fern, Halle eine Eisenbahnstunde nach Osten. Maschinen- und Fahrradbau, Bekleidungs- und Lederwarenindustrie. Am Rande der Altstadt das Rosarium mit 6000 Rosenarten. Eine romanische Basilika in der Stadtmitte legt Zeugnis ab der 1000-jährigen Geschichte; zahlreiche Plattenbauten bezeugen den Sozialismus.

27. Juni 2010. Sonntagnachmittag. Der Himmel blau, ein dunkles Blau, in das sich wie aus dem Nichts Wolkenzeichen schreiben, geheime, rätselhaft Botschaften, und sich mit einem Stottern wieder auflösen, noch bevor sie der Reisende zu deuten vermag. Die Ausläufer der Stadt werden von einer Abraumhalde überragt, ein dunkles schemenhaftes Mahnmahl, das die Vergänglichkeit heraufbeschwört, die mich nach vierzehn Jahren wieder in diese Stadt führt.

Diesmal reise ich aus Graz an. Aus der anderen Richtung. Und wieder ist Einar Schleef der Grund meines Besuches. Und wieder schaue ich nach Thüringen, als ich mich der Stadt nähere.

Ich habe mich frühmorgens auf den Weg gemacht, um pünktlich um 16 Uhr in Sangerhausen anzukommen. Da findet das Fußballspiel England gegen Deutschland statt. Schon unterwegs auf der Autobahn bemerke ich viele Autos mit schwarz-rot-gelben Fähnchen. In Sangerhausen dann Gruppen von jugendlichen Fans, die fahnenschwingend Richtung Stadtmitte ziehen.

Warum mir immer so seltsam wird, wenn Deutsche in Gruppen aufmarschieren?, denke ich. Selbst wenn es sich wie in diesem Fall um harmlose Bewohner eines kleinen Städtchens in Mitteldeutschland handelt, die weder singen noch betrunken sind.

Die Zufahrt zum Zentrum ist gesperrt. Mein Hotel ist in den nächsten zwei Stunden nur zu Fuß und über Umwege zu erreichen, wie mir ein Polizist mit stoischer Ruhe erklärt. Ein Radrennen. Deutsche Meisterschaft. Um 16 Uhr ist die Straße wieder befahrbar. Da wollen die Radrennfahrer dann schließlich auch vor dem Fernsehapparat sitzen und jubeln, wenn ihre Fußballer die Engländer wegputzen.

Ich bin kurz verärgert und beschließe, das Grab von Einar Schleef doch schon heute zu besuchen. Wieder einmal alle Pläne durcheinander. Wie immer.

Also parke ich mein Auto bei der Absperrung und frage nach dem Weg zum Friedhof. Ich bin nervös.

Mai 1996. Ich bringe Einar Schleef nach einem Gastspiel von *Totentrompeten*² beim Akzente-Festival in Duisburg mit dem Auto nach Sangerhausen. Er will sein Elternhaus besuchen.

Wir fahren durch den Harz. Nach einem Regenguss dampft der Wald wie eine finnische Sauna. Schleef rezitiert Brechts Puntila. Das ganze Stück. Alle Rollen.

In einer Woche ist Premiere in Berlin. Schleef ist Puntila. Ich trage

das Auto wie ein Neugeborenes über die schmalen Landstraßen.

Schleef stottert nicht. Nicht ein einziges Mal während des zweistündigen Deklamierens. Es schreit aus ihm, und doch ist Deutlichkeit seine Sache, Artikulation. Die Sprache ein Fest, eine Eucharistie. Die Worte brechen aus dem Inneren. Wie der Himmel über dem Harz aufgebrochen ist wenige Stunden zuvor.

"Dann frag ich dich", fragt Puntila Matti: "Wo gibts so einen Himmel, als über Tavastland. Ich hab gehört, er ist an anderen Stellen blauer, aber die Wolken gehn feiner hier, die finnischen Wind sind behutsamer, und ich mag kein andres Blau und wenn ich es haben könnt."³

Ein Trugbild? Oder ist diese Schönheit nur erträglich, wenn eine Trunkenheit die Welt verklärt?

Jeder Satz kommt über mich wie ein Vermächtnis aus einer unbekanntem dunklen Seelenwelt, vor der wir fliehen und auf die wir uns zeitlebens zubewegen. Menschsein, was für ein aussichtsloser Kampf; was für ein bedauernswertes Schicksal. Schleef ist Puntila, betrunken, und rücksichtslos auf sich selbst bezogen. Er monologisiert sich in den Rausch, wenn er die Sätze in den Mund und sie ins Auto und hinaus in die dampfende Sauna schleudert. Hinaus, wo niemand ist. Noch nie einer war außer man selbst. Ein Irrtum, dass sich da einer zuhause fühlen könnte, denke ich.

Wie um mich zu widerlegen, führt er mich auf den Brocken und zeigt mir den Ort, den er als Kind so geliebt hat. "Herr Binder", sagt er, "hier war ich oft." Dann übermannt ihn die Erinnerung. Die ist ihm heilig, die darf nicht hinaus. Die muss schön in ihm bleiben.

Er schweigt und steht lange da. "Lass dir nichts erzählen von anderswo, Matti", höre ich Puntila von fern, "du wirst beschissen, halt dich an das Tavastland, ich rat dir gut."⁴ Also gibt es doch so etwas wie ein Zuhause, denke ich und schweige auch. Ich biete Schleef eine Zigarette

an. Er lehnt ab, ohne mich anzusehen. Wie schön, irgendwohin zurückkommen zu können, denke ich. Einen Ort, einen Flecken Kindheit, ein Dach überm Kopf. "Leben kann man dort nicht" sollte Schleef zwei Jahre später in einem Interview sagen. "Trotzdem ist die Erde da. Ich empfinde das als sehr schmerzhaft: weil es da so schön ist und weil ich da trotzdem nicht existieren kann."⁵

Ich sehe mein Elternhaus vor mir. Meine Mutter im Fenster. Der Wald hinterm Haus. Die Höhle, in die ich mich als Kind geflüchtet. Die Zigaretten heimlich. Mit mir allein. Keine Zuneigung. Die Sehnsucht in die Höhlenwand geritzt: ein nackter Frauenkörper.

Das Gefühl der Verpflichtung, meine Mutter zu besuchen, solange sie noch am Leben.

Wie zwei verloren gegangene Kinder stapfen wir in das Ausflugslokal. Schleef bestellt eine Bratwurst, ich einen Schweinsbraten. Er sieht mich strafend an. "Herr Binder, so was Opulentes kann ich mir nicht leisten!" Ich muss lachen. "Ich lade Sie ein", sage ich. Und rücke damit die Welt und den Tag wieder gerade.

Als wir Sangerhausen erreichen, ist es dunkel. Das Eltern(Mutter)haus in der Mogkstraße steht noch. Schleef scheint erleichtert. Es ist still. Totenstill. Die Straße ausgestorben, der Krieg vorbei. Ja, so sieht es aus, wenn der Frieden sprachlos und wie ein Kind die Straßen lang. Im Schlafhemdchen.

Es wohnt niemand mehr hier. Von der Fassade bröckelt der Verputz, die Dachrinne hängt schief und wackelt im leichten Wind. Der Schlüssel unter einem Stein rechts neben der Eingangstüre. Er sperrt. Schleef entschuldigt sich dafür, dass er vorausgehen muss. "Man weiß ja nie, Herr Binder." Er lächelt spitzbübisch. Dunkel ist es auch im Haus, unheimlich. Ich leuchte ihm mit einer Taschenlampe. Wir lachen und fühlen uns wie

Tom Sawyer und Huckleberry Finn auf der Suche nach einem Goldschatz.

Als Schleef auf die Treppe tritt, auf den ersten Absatz, bricht das Holz und er steht mit beiden Füßen wieder auf der Erde: ein Fuß auf dem Flurboden, der andere steckt in der Stiege. Wir sind plötzlich gar nicht mehr unbekümmert. Obwohl er mich bittet, zu bleiben, spüre ich, dass er allein sein will. Ich verabschiede mich und fahre.

Obwohl ich damals so gut wie nichts von der Stadt gesehen habe, ist es mir jetzt, sechzehn Jahre später, als ob ich Sangerhausen kennte: Schleefs Erzählungen, seine Fotografien, sein Roman *Gertrud*, die Tagebücher, sein Stückezyklus' *Totentrompeten*, die in dieser Stadt spielen. So fremd und vertraut.

Es ist Zeit, ihn zu besuchen. Jetzt kann ich ihn zulassen. Und meine Empfindungen für ihn. Ich kann mich nun verabschieden von ihm und ihn willkommen heißen. Es würde ein paar Tage nur ihn und mich geben.

Ich habe nichts dabei, das mich ablenken könnte von ihm und von mir. Keine Bücher, keine Reliquien. Nur mich und meine bruchstückhaften Erinnerungen.

Schleef hatte immer Probleme mit zu viel Nähe. Um sich ihr nicht auszusetzen, ließ er sie erst gar nicht zu. Nur das Bedürfnis danach, das vermochte er nicht zu verbergen. Aber wehe, man legte ihm die Hand auf die Schulter : der Blick ein Schweigen lang zu lang auf ihm : ein Moment Unachtsamkeit ... Dann drehte er sich um, lief weg. Auch wenn er stehenblieb. Ein zweites Sangerhausen? Nein. Die Mutter tot, jetzt gab es nur noch ihn.

Was hätte ich auch sollen im Haus? In meinem Leben brauchen die Dinge Zeit, ehe sie mir ihre Bedeutung enthüllen. Wahrscheinlich habe ich

deshalb überlebt, überleben müssen. Es geht doch nicht, mit so vielen Erinnerungen zu sterben, ohne sie zuvor archiviert zu haben. Für die Ewigkeit. Für nix.

Jetzt muss ich aufhören zu erleben, denke ich auf dem Weg zum Friedhof. Ich muss mich ordnen und erfinden. Der Schreibtisch, die langen Nächte, die Worte aus und über mir. Die Landschaft nicht mehr um mich, sondern in mir. Ich meine das nicht resignierend. Das Leben hat mich reich beschenkt. Jetzt muss ich beginnen, mich von den Dingen zu verabschieden. Das letzte Zimmer wird leer sein. Das letzte Stück hat Beckett geschrieben: "Geburt war ihm Tod. Grässlich grinsend seitdem. Dem Deckel dereinst entgegen. In Körbchen und Wiege. Beim Saugen erstes Versagen. Beim ersten Tapsen. Von Mama zur Amme und zurück. Den ganzen Weg. Hin- und hergerissen. So grässlich weitergrinsend. Von Begräbnis zu Begräbnis. Bis jetzt", heißt es in *A Piece Of Monologue*.

Jetzt kommt die Zeit der Trennung. Man schaut nicht mehr nach vorn, man schaut zurück. Ohne Wehmut. Mit großer Dankbarkeit.

Erst kürzlich nach dem Regenschirm gesucht, den Schleef mir in Slowenien geschenkt hat. Ich finde ihn nicht mehr. Er wird unter all den Büchern, Kostümen, CDs, Schallplatten, Premierengeschenken, leeren und halbvollen Medikamentenpackungen sein Dasein fristen. Er wird wieder auftauchen. Irgendwann. Ein violetter Knirps. Ich werde ihn durch den Regen tragen und nicht aufspannen. Wie wertvoll Dinge sind, zeigt sich erst, wenn sie ihre Funktion, ihre eigentliche Bestimmung, verlieren.

Mir ist, als würde ich ihm wieder gegenüberstehen. Einar Schleef, dem Meister. Das Sakko sieben Mark fuffzig. Der Leib Käse zu acht Mark. Drei Mark die Schuhe, zwölf die Hose und das Hemd ein Schnäppchen, Herr Binder.

Schön, dass ich mir Zeit gelassen habe mit der Inszenierung des vierten

und letzten Teils der *Totentrompeten*. Dass ich mich nicht habe drängen lassen. Weder vom Verlag noch von meiner Rastlosigkeit. Das Scheitern ist geduldig, das habe ich gelernt. Es lässt sich nicht zwingen. Es will vollkommen sein. Es will ein Scheitern sein auf der ganzen Linie. Der zweite Strich der Parallele, die sich im Unendlichen mit der Hoffnung vereint.

Sechzehn Jahre nach der Uraufführung des ersten Teils würden die drei Alten wieder auferstehen. Im vierten Teil, der Elegie. Diesmal im Paradies: ein Bahnhof. Der liegt jetzt im Westen. Sie warten auf den Zug, einen Mann, die Liebe. Ein Leben lang schon. Über den Tod hinaus. In Sangerhausen, fünf Gehminuten vom Friedhof entfernt. Als ob keine Zeit vergangen seit der Geburt und der Premiere des ersten Teils 1995 im Rahmen eines Saison-Eröffnungsspektakels am Staatstheater in Schwerin. Überschriften mit: Vom Glück des Scheiterns.

Ich sturzbetrunken am Ende der Aufführung, so dass mich Schleef draußen, hinter der Bühne, stützen muss. Die drei Darstellerinnen sind böse auf mich. "Sie haben uns doch versprochen, dass Sie erst nach der Vorstellung trinken, Herr Binder!" Nach dem fünften Vorhang sind sie schon nicht mehr so böse. Schleef mit der Umhängetasche: "Kommen Sie, Herr Binder, raus!" Auf die Bühne. In dieses 'Bühnensangerhausen'. Die Welt so klein, so groß. Ich taumle. Ich bekomme nichts mehr mit. Die Gedanken schneller als das Herz. Und schneller als meine Finger auf der Tastatur. Schleef wirkt erlöst. Glücklich? Vielleicht ein wenig. Ich weiß es nicht. Einen Moment lang, vielleicht.

Jetzt. Also wieder. Die Jahre wie in Trance. Die Nebel lichten sich. Allein? Ja, mehr denn je. Mit meinen Toten in meinem Gedankenzimmer. Ich heiße sie willkommen. Sie sind mir eine angenehme Gesellschaft. Sie wollen nichts von mir als ein bisschen mit mir über den Tod hinaus zu

existieren. Sie sind anspruchslos. Und ich bin ihnen dankbar dafür. Ich kann sie bedenkenlos ans Herz drücken. Lass dich umarmen, sage ich, wenn einer an den Tisch und mit mir verweilen will.

In Slowenien habe ich Schleef nach Slap Savica geführt, zum Savica-Wasserfall, den ich im Lauf der Jahre oft besucht habe. Mein Brocken. Dort bin ich stundenlang allein gesessen und habe mich im Fallen des Wassers in mich fallen lassen können, ohne zu verzweifeln. Für Slowenien ein geschichtsträchtiger Ort, den der Nationaldichter France Preseren im Gedicht *Die Taufe an der Savica* besungen hat: "Das Frührot hat ein Totenfeld beschienen: / Wie Weizen nach der Ernte oder Heiden, / So liegen sie in Garben, bleicher Mienen." So endet diese Schlachtbeschreibung und Geburt der slowenischen Nation. Wie immer in der Geschichte der Menschheit muss das Blut die Erde düngen für das Neue.

Von der Schönheit der Landschaft hat Schleef sich nicht sonderlich beeindruckt gezeigt. Dieses zarte Grün der Luft, die Sanftheit, mit der das Wasser die Felsen hinunterstürzt, ist ihm nicht mächtig und kraftvoll genug gewesen. Die Betonpfeiler der Autobrücke quer durch Maribor, die haben ihn fasziniert.

Umdrehen und halten. Er nimmt den Fotoapparat und springt aus dem Auto. Er tanzt um die Betonungetüme. Bleibt stehen. Fotografiert. Springt über die Pfützen und die Abfallhügel, die der Wind aufgehäuft hat. Er ist in seinem Element. Beton. Schmutzig, grau. Quer durch das Stadtviertel. In die Erde gerammt. Auch Schleef. Er fällt nicht weiter auf. Als ob er dazugehörte.

Wir sind in den Jahren unserer Bekanntschaft einige Male durch Slowenien gefahren. Eine Kiste schwarzes Bier gekauft und im Hotelzimmer getrunken. Während der Fahrt durch den Karst zusammen

deutsche Schlager gesungen: "Keine Heimat, keine Freunde, keiner denkt an mich das ganze Jahr ..." Creme-Schnitte im Nobelkurort Bled. Schleef in das kalte Wasser des Bergbaches am Straßenrand. Der dunkelrote Wein, der nach Kalk schmeckt und aus dem Mund staubt. Die Spaziergänge durch Jože Plešniks Ljubljana. Schleef mag den Architekten nicht, dessen Bauten die Innenstadt prägen. Zu gelackt und zu ästhetisiert ist ihm das Stadtbild, zu wenig ungestüm und roh.

Den Beginn der ausverkauften Aufführung von Peter Handkes *Die Stunde da wir nichts voneinander wussten* im Nationaltheater musste ich um eine Viertelstunde verzögern. Schleef zu spät. Das Theater nicht gefunden. Oder sich auf dem Weg verzettelt. Im neuen Sakko für sieben Mark fuffzig springt er schließlich die Treppen hoch. Es sieht aus, als habe sein Vater es anlässlich der Gründung der DDR gekauft. Er strahlt über das ganze Gesicht, als er vor mir steht: "Ein Schnäppchen, Herr Binder." Das Sakko. Als ob die Zeit nicht mehr das Maß der Dinge.

Elfriede Jelinek hat mich einmal gefragt, ob ich mit Schleef per Du gewesen sei. Als ich verneine, entgegnet sie: "Ich auch nicht. Aber wir können ja per Du sein." So schließen sich die Kreise. "Lieber Einar Schleef", werde ich sagen, wenn ich an seinem Grab stehen werde, "schön ist es, Sie wieder zu treffen. Sie haben mir nie gefehlt, weil Sie nie fortgewesen sind. Darf ich Ihnen das Du-Wort anbieten?" Weil ich inzwischen älter bin als er, darf ich das. So heißt es bei uns auf dem Land. In den Bergen und im Tod sind die Menschen per Du. Da holt die Zeit sich selber ein.

"Da führt kein Weg mehr rein, der Schlüssel längst verloren, sperren alle Augen auf, nichts zu finden. Nur der Kiesweg leuchtet matt, die Steinchen knirschen, die Buchen dicht, der Rasen frisch, die tiefen Sichelspuren", resümiert Elly vorm Reisebüro in Sangerhausen in

Totentrompeten.

Als ich vor dem Haupteingang des Friedhofs stehe, fällt mir ein, dass ich mich gar nicht danach erkundigt habe, wo sich das Grab befindet. So etwas wie eine Friedhofsverwaltung gibt es nicht, jedenfalls weist kein Schild darauf hin. Und der Friedhof ist riesengroß. Eine weitläufige Anlage mit einer Allee, die sich in der Unendlichkeit verliert.

Wie in fast allen kleineren Städten dieser Welt ist auch der Friedhof von Sangerhausen das Highlight der Sehenswürdigkeiten. Und es ist richtig was los. Selbst an diesem Sonntagnachmittag. Menschen wuseln zwischen den Gräbern umher, mit Blumentöpfen, Gießkannen, sehr geschäftig und doch mit einer dem Ort angemessenen Bedächtigkeit. Ich setze mich auf eine Holzbank beim Haupteingang.

Den Älteren ist die DDR ins Gesicht gemeißelt, den Jungen der Harz. Viele liebenswürdig, mit der ihnen eigenen, verhaltenen Neugier. Die Höflichkeit und die Offenheit des Österreichers bezaubert die Damen; den Männern ist sie verdächtig, im besten Fall fremd. Als ob sie diese Hinterhältigkeit spürten, diese vor sich her getragene Charmeoffensive, der freilich ein allumfassendes Desinteresse am Menschen innewohnt, und die nur dazu da ist, ihn selbst als eigentlich nutzloses Mitglied der Menschheit zu rechtfertigen.

Lang schon bin ich mir nicht mehr so widerlich vorgekommen wie auf dieser Bank am Eingang des Sangerhausener Friedhofs. Der Österreicher in mir, wie gerne würde ich ihn abschalten, diese anezogene katholische Freundlichkeit ausradieren, bei jedem Gespräch erst einmal zu stottern beginnen, als Zeichen, dass ich den anderen ernst nehme in seiner Existenz als einmaliges Wesen.

Ich überlege kurz, nach dem Grab zu suchen. Dann entschieße ich mich, sitzenzubleiben. Nein, keine Gaststätte. Kein Spaziergang durch den Ort. Auch nicht das Fußballspiel im Hotelzimmer. Hier fühle ich mich wohl

und aufgehoben. Bei meinen Toten. Ich grüße die Gemeinde Schleef ein. Nun sind wir alle zusammen. Und schweigen uns an, als ob wir uns schon immer kennen und uns das Leben immer schon angeschwiegen. Es stört mich nicht, dass ich nicht rauchen darf.

Eine alte Frau setzt sich zu mir. Ich grüße. Sie sieht mich an und nickt. Das Leben ist ein kurzer Traum. Mit dem Erwachen ist es dann auch schon vorübergegangen. Während ich meinen Gedanken nachhänge, schaut die Frau vor sich hin. Nirgendwohin. Müde. Wahrscheinlich hat sie ihren verstorbenen Mann besucht. Einen Moment ausruhen. Innehalten. Ich möchte etwas sagen, doch mir fällt nichts ein. Ich würde sie gern in den Arm nehmen. Aber das geht nicht. So sitzen wir einfach da und schweigen die Allee entlang; die Stunden, Tage, Jahre: die Lebenden und die Toten.

Persönlich kennengelernt habe ich Einar Schleef anlässlich seiner ersten Fotoausstellung im Forum Stadtpark in Graz. Anfang der Achtzigerjahre. Gezeigt werden seine Fotos von Sangerhausen, die auch in dem Band *Zuhause* im Suhrkamp-Verlag erschienen sind. Eine Begegnung findet nicht statt. Ein Händeschütteln, ja, ein Zusammenstehen. Schleef scheu, kommunikationsunfähig. Das liegt nicht nur an ihm. Auch ich habe die Ausstellungseröffnungen im Forum Stadtpark stets als etwas gezwungen empfunden. Die Hochachtung, die den Künstlern entgegengebracht wird, geht zu Lasten einer lockeren Atmosphäre. Trotz meiner jahrelangen Mitgliedschaft in diesem Kunstverein könnte ich nicht sagen, dass ich mich dort jemals wohlfühlt hätte. Achtung, ja, vor allem vor der Integrität von Christine Frisinghelli, die diese Ausstellung initiiert hat.

Als Regisseur ist Schleef mir damals kein Begriff. Ich kenne nur seinen Roman *Gertrud*, den er seiner Mutter gewidmet hat, nein, eher ein Monolog seiner Mutter, eine Anklage. Der erste Satz: "Denkst Du denn

überhaupt nicht einmal an Deinen kranken Vater." Schleef der Verfasser der Anklageschrift. Im Namen der Mutter. Die Fotos an den Wänden. Schleef in die Ecke gedrängt. Stotternd, fast mitleiderregend. Ich abseits. Zu feige, ein Gespräch zu suchen, Fragen zu stellen. Die Menschen um ihn. Ich mit meinen Minderwertigkeitskomplexen. Alle ach so intellektuell. Wie verhält man sich, wenn die Ehrfurcht einem in die Glieder?

In meiner Wohnung dann das Buch: "Zu Ostern keinen Gruß, wir wissen nicht, was wir von Dir halten sollen. Jetzt steht Weihnachten wieder vor der Tür. Der Vater sagt, er will wissen, was er macht. Wo hältst Du Dich auf. Warum schreibst Du nicht." Der Anfang, das Ende. Ein Vorwurf, ein einziger. Die Mutter zurückgelassen. Das geliebte und gehasste Sangerhausen. Die Fotos wie aus einer anderen Welt. Grau die Hausfassaden, das Gestrüpp. Zwei Kinder, die zurückschauen, in die Kamera; eines sitzt im Karren, eines zieht, am Ende der Straße ein Auto. Knorrige Bäume, verwachsen, im Winter. Was hält sie am Leben, was drängt sie, auch im nächsten März wieder auszutreiben? Die Bushaltestelle mit den erbärmlichen Unterständen. Auch da Menschen. Sie schauen nicht in die Kamera. Sie warten. Warten schon ewig.

Wie groß ist meine Freude, als ich Jahre später all das wiederentdecke; in einem kleinen Heftchen, der Kunstzeitschrift *Sterz* beigelegt. *Totentrompeten* heißt das Theaterstück, das vom ersten Augenblick an in mir die Skulptur *Mutter mit totem Sohn* von Käthe Kollwitz heraufbeschwört. Schleef schon damals tot, in den Armen der Mutter, gefangen, umfangen, in ihrem Schoß, der Blick im Tod noch hinauf zu ihr, zur Mutter.

Alle Vorsicht vergessend, rufe ich ihn ein paar Tage später an. Schleef freundlich. Der Code "Forum Stadtpark" öffnet die Tür. Hier hat er sich immer willkommen gefühlt. Kernöl und Schilcher die beiden Zauberworte. Wie selbstverständlich sagt er mir die Uraufführung zu. Ich

völlig überrascht, fasle etwas von "religiösem Drama" und von großen Kreuzen auf der Bühne. Schleef stimmt mir zu. Ein langes Telefonat. Ich habe das Gefühl des allerbesten Einverständnisses.

Ich ahne nicht, dass es noch sechs Jahre bis zur Uraufführung dauern würde. Und fast ebenso lang bis zum nächsten Telefonat.

Ich mache mich auf die Suche nach den drei Schauspielerinnen. Aus dem Osten sollen sie sein. Müssen sie kommen. Ich schreibe an das Berliner Ensemble, sie kennen das Stück, ja, natürlich. In Kontakt bleiben. Ja, großes Interesse. Konkrete Ergebnisse bringt das nicht. Ich habe einen Termin bei Thomas Langhoff, damals Intendant des Deutschen Theaters in Berlin. Auch er ist interessiert. Aber ich werde das Gefühl nicht los, sie alle misstrauen dem Text. Und mir natürlich auch. Wer bin ich denn? Wie sollte so ein Je(Nie)mand einen solchen Text auf die Bühne stemmen? Ein Österreicher noch dazu! Deutsches Theater at its best: hinter menscheInden Fassaden Ignoranz.

In Schwerin fündig geworden. Termin beim neuen "Westintendanten" Ingo Waszerka. Der kennt Schleef aus Frankfurt und lässt mich erst einmal zwei Stunden in der Kantine warten. Mit "Das machen wir, Herr Binder", verabschiedet er sich nach einem Fünf-Minuten-Gespräch. Ich wieder die Treppe runter, hüpfend, immer zwei, drei Stufen auf einmal, hinaus ins kalte Schwerin, das an Sangerhausen erinnert. Als ich Schleef anrufe und ihm davon erzähle, freut er sich. Auf meine Zweifel und Bedenken bezüglich einer Strichfassung sagt er nur: "Ich bin nicht Herr Hochhuth, Herr Binder, Sie können machen, was Sie wollen."

Die drei Damen verhalten sich bei der Leseprobe im Beisein Schleefs äußerst störrisch. "Wie soll man das denn spielen, Herr Schleef?" "Weiß auch nicht", stottert der verlegen. "Da muss viel gestrichen werden!" Die drei dusseligen Alten. Besonders Lore Tappe, die Darstellerin von Schleefs Mutter Gertrud, tut sich mit Kritik am Text und an der Sprache hervor:

"Das krieg ich nie in den Mund."

Schleef scheint sich zunehmend zu amüsieren. Es gibt Kaffee und Streuselkuchen, den er vergnügt in sich hineinmampft, während die Damen sich mit dem Text abquälen. Am Ende sind alle guter Dinge, stimmt der Autor nach dreieinhalb Lesestunden doch der allgemein vorherrschenden Meinung zu, dass Striche vonnöten seien.

Die Proben eine einzige Katastrophe. Die Schauspielerinnen wehren sich. Schleef will ihnen nicht über die Lippen. Ich bestehe auf Textgenauigkeit. "So finden wir unsere Rollen nie", werfen sie mir vor. Ihre Verzweiflung lassen sie an mir aus. "So können wir nicht arbeiten", beschweren sie sich, "wir kommen uns vor wie auf einem Kaffeekränzchen!" Also gut, Kaffee gestrichen! Die Packung Zigaretten geöffnet auf dem Tisch, ohne allerdings eine rauchen zu dürfen. Ute Kämpfer, die aus Liebeskummer verstummte Lotte, in der Funktion der Vermittlerin: "Eine Zigarettenpause, Herr Binder?" "Nein, erst um dreizehn Uhr." Da bin ich streng.

Gretel Müller-Liebers, im Stück die ehemalige Postangestellte Elly, findet sich am wenigsten zurecht. Einzelprobe; ich schicke alle anderen weg. Auf dem Plan die Friedhofsszene, in der sie betrunken in ein offenes Grab fällt und nicht mehr herauskommt. "Wie sollen wir das machen, Herr Binder?" "Nichts sollen wir machen, Frau Müller-Liebers, nichts, steht alles im Text." Auch sie steht da, hilflos ohne ihre Kumpaninnen. Der Moment der Wahrheit. Jetzt entkommt sie nicht, das ist ihr bewusst. "Legen Sie sich hin, Grab brauchen wir keins", sage ich, "auf der Bühne reicht es, auf dem Boden zu liegen, da müssen wir nicht in ein Grab fallen, um die Situation klarzumachen."

Sie legt sich hin. "Von der Leichenhalle Licht, sicher die Zufahrtsstraße, die Polizeihunde bellen ganz nah, ich liege drin, die Flasche verloren, noch einmal rauskriechen, auferstanden sein und Sense

schwingen, im Marschtempo abrasieren, Strafe der Stadt jedem Haus jedem Kind, nicht meins nichts aus mir gekrochen", rezitiert sie Schleef. Es klingt hohl. Es funktioniert nicht. "Ich kriege das nicht hin!" Sie versucht, bockig zu werden. Ich steige nicht darauf ein. "Haben Sie nie Sehnsucht gehabt?", sage ich. Sie schaut mich an wie ein Wesen von einem anderen Planeten. Sie ist fünfundsechzig und eine begehrenswerte Frau. Die Erinnerungen. Das Alleinsein ganz real plötzlich. Die Verzweiflung. "Wo die Pulle. Kopp dröhnt, find sich einer zurecht, umgeknickt, bloß Erde, hallo, bin verrückt, Friedhof doch, bald Mitternacht, der bissige Hund." Ich mag gar nicht hinschauen. Die Tränen kommen mir hoch. Sie ist plötzlich so schön und so verloren auf der Welt: "Keine Ruhe hat der Tote, jeder sucht Schutz, duckt sich in Buchsbaum und Hecke. Hallo. Die Schaufel schlägt hart an, Männer graben." Ich sehe sie vor mir an diesem Sonntagabend auf dem Friedhof in Sangerhausen. "Über die Allee schlurfts, putzt sich ab die Füße, der eiserne Abtreter klingt, die blaue Friedhofsschlacke schlägt zurück, die Beine stoßen ins Geharkte, den ausgewaschenen Weg, jetzt hat man dich am Schlafittchen." Ich höre ihre Stimme. Ist's die von Elly oder die von Gretel? Egal, ich kenne nur diese eine. "Hallo." Ich schrecke auf. Ich sitze allein auf der Bank. Die Leichenhalle vor mir im Dämmerlicht.

Bei den Proben zum zweiten Teil von *Totentrompeten* klagt Lore Tappe ständig über Schmerzen im Unterleib. Gretel Müller-Liebers und sie müssen einen Tango tanzen. "Du gehst zum Arzt, Lore", fordere ich sie auf.

Meine drei alten Schachteln und ich sind inzwischen per Du. Bei einem Gastspiel in Berlin habe ich sie überredet, mit mir Sushi essen zu gehen. "Sushi, igit igit!" Sie wenden sich verlegen an mich: "Herr Binder, dürften wir Sie bitten, mit uns per Du zu sein." Ich bin erstaunt und

murmle irgendetwas von "Das kann ich nicht annehmen" und so. "Verzeihen Sie, wir wollten Sie nicht überfallen." "Nein, ich freue mich, ich nehme gerne an." Sie sind glücklich und ich auch. Die Sushi schmecken ihnen wider Erwarten so gut, dass sie mir welche vom Teller klauen, als ich auf der Toilette bin. Ich bemerke es sofort, sage aber nichts, sie kichern wie drei kleine Mädchen übermütig in sich hinein.

Befehlsausgabe Montagmorgen bei Probenbeginn: "Du musst zum Arzt, sonst probe ich nicht weiter!" Am nächsten Tag der Befund: Ein Bruch des Bauchfells ist wieder akut geworden, aber das hat Zeit. Sagt der Arzt. Den Proben steht also nichts im Weg. Der Deal: Nach der Premiere ins Krankenhaus und operieren lassen!

Auch im zweiten Teil geht's um den Tod und um die Liebe, die Bilder wie aus Dantes *Purgatorio*: "Die Krähen dunkel zu hauf, schwarz wälzt sich das Heer in den Winter, kreist über der Stadt, im Strom der Schornsteine, kreischt im Qualm, noch an den Flügeln, hoch ins Abendlicht, schwach über der Stadt, vom Kyffhäuser dunkelblau in die Harzberge, in schneeige Kiefern, daß es stiebt, schwarze Flügel in weiß, zurück in die stinkenden Schwaden ..." Ute/Lotte jachtert nachts durch Sangerhausen, im weißen Pelz, von Gretel/Elly und Lore/Trude observiert. Sie vögelt sich von Mann zu Mann. "Überall, Herr Binder, natürlich", sagt Einar Schleef, "im Wald, auf dem Friedhof, in der Bahnhofstoilette, so war das damals."

Die Aufführung droht in einen Fünf-Stunden-Abend auszuarten. "Da Striche vonnöten", würde Trude sagen und sagt Lore. Also den Rotstift gezückt und raus mit den Sätzen, den Worten, das Herzblut manifestiert sich als rote Linien, quer über die Buchstabenfelder, die Wortlandschaften; die drei Alten protestieren. "Das haben wir schon gelernt!" Den Strich also wieder auf, dafür auf der nächsten Seite weg mit dem Monolog. "Der ist aber wichtig für meine Figur!" Schließlich streiche ich radikal und ohne Rückfragen. Sie schauen verdattert, so kennen sie mich nicht, aber ihre

Argumente versiegen angesichts meines Einwandes, dass das Publikum fünf Stunden nicht durchhalten würde. "Was gestrichen ist, kann nicht durchfallen!" Sie akzeptieren schweren Herzens, sind aber nach der Probe erleichtert, sich nicht noch mehr Text ins Hirn prügeln zu müssen.

Lore Schmerzen. Ich muss alle Verrenkungen und Turnübungen wieder wegenszenieren.

Trotzdem dauert die Vorstellung fast drei Stunden. Schleef wieder dabei, wieder raus auf die Bühne, wieder mit seiner Umhängetasche, "Raus, Herr Binder!", er treibt mich an. Ich diesmal nicht so sturzbetrunken, der Premierenapplaus nicht ganz so überschwänglich wie beim ersten Teil, die Zuschauer zu berührt, fast konsterniert, die Sätze wie das Beil ins Holz, getroffen sacken sie ins weiche Gestühl der Kammerbühne. "Die Toten sind alle wach." Das klingt nach.

Der letzte Satz des Abends ist zugleich der erste Satz von Lotte. Jahrelang erstarrt und verstummt vor Liebeskummer liegt sie vergewaltigt auf der Treppe vor Trudes Haus in der Mogkstraße: "Mein Pelz ist angewachsen." Ich gehe auf die Toilette weinen.

Drei Tage später geht Lore ins Spital. Ein einfacher Eingriff, eigentlich. Aber Lore ein Angsthase. Sie besteht auf Vollnarkose. Das rettet ihr das Leben. Bei der Computertomographie wird ein Tumor in der Lunge entdeckt. Den ist sie am nächsten Tag los, die halbe Lunge auch. Wird sie überleben? Die Chancen laut Auskunft der Ärzte sehr gering, obwohl nach der Operation keine Metastasen festgestellt werden können.

In einem Telefonat erzählt Schleef von einer ganz tollen Hörspielinszenierung von *Totentrompeten* im Mitteldeutschen Rundfunk. Er ist restlos begeistert. Ein Seitenhieb auf mich und meine Regiearbeit? Ich besorge die Aufnahme und höre sie mir auf der Fahrt zu den Dramatikertagen nach Mülheim an. Das Hörspiel grauenhaft, lieblos am

Nachmittag zwischen Probe und Abendvorstellung von drei Schauspielerinnen des Deutschen Theaters Berlin heruntergelesen. Garniert mit Zitaten klassischer Musik. Ich bin wütend auf Schleef und stelle ihn im Foyer der Mülheimer Stadthalle zur Rede. "Das Hörspiel habe ich doch nie gehört, Herr Binder", gibt der sich verwundert, "was glauben Sie denn?"

Zwei Jahre lang verweigere ich jeden Kontakt. "Herr Binder spricht nicht mehr mit mir", beklagt er sich bei gemeinsamen Bekannten. Als wir uns wiedersehen, ist alles so, ob nie etwas vorgefallen wäre. Wir reden auch nicht darüber an diesem Nachmittag mit Willi Prantner und Lisa D. an einem Badensee in der Nähe von Berlin. Schleef ist gut gelaunt. Er scherzt und lässt sich die mitgebrachten steirischen Äpfel schmecken. Als es zu dämmern beginnt, schwimmt er über den See und zurück und lädt uns zum Essen in sein angebliches Stammlokal ein. Ein Wunder, er ist sonst ziemlich knauserig.

Er lotst uns in eine Gaststube unter den S-Bahnbrücken in Charlottenburg. "Die Getränke kann ich aber aus haushaltsbudgetären Gründen nicht übernehmen." Die übernehme ich. Die Küche bietet ausschließlich Kartoffelspeisen in verschiedensten Variationen an. Schleef strahlt. Das teuerste Gericht kostet sieben Mark fuffzig. Der Wirt macht sein Geschäft mit den Getränken.

"Sprache, kann keiner alleine schreien, hat Luther zusammengewunden, übers Schlachtfeld gekrochen, Blutrinne, Totenköpfe, was rumhing, eingemalt, tief im Stübchen bei Wärmflasche, Butterbrot, was Hiob bläkt, was Ruth fragt, kein Leichtes, die Flüchtlingskinder, was Boas meint, wie Jeremia weint, Asche gabs genug, brannten die Dächer, kein Jerusalem, ausgestreut hier, im verloderten Acker, zwischen Melde und Distelkopp, hier abgeschöpft hat ers Letzte ..."⁶

Schleef stammelt sich von Wort zu Wort, die Anstrengung schreibt und schreit sich in Stirn und Augen, sie poltert durch den Schädel aus Granit. Die Adern quellen auf, dahinter pocht das Herzblut, Sangerhausen, die Mutter, nein, platzen tut er nicht, der *Kopp*, es zerreißt ihm nur das Herz, wieder wieder. Erschöpft sinkt er zurück, in den Stuhl, die Couch, die Mühsal, ES will raus, nein, Leben geht nicht hier in Sangerhausen, auch nicht in der Welt, Sterben ja, hier in Mutters Wohnung, in der Mogkstraße, das ja, "tief im Stübchen bei Wärmflasche".

Das Stottern und die Sprache. Der dritte Teil. Die Komödie. *Deutsche Sprache schwere Sprache*. Der Text kommt fast zu spät. Die drei alten Mädels beinahe zu alt, um sich den Text zu merken. Die Proben werden über Wochen dominiert von der Souffleuse. Die Premiere verschoben.

Trude quält den Polizisten Meyer mit den zehn Sprachregeln nach Krapp: "Erstens: Ich lasse mich niemals aus der Ruhe bringen. Zweitens: Ich muss wissen, was ich sagen will. Drittens: Ich muss wissen, was ich zu sprechen habe."

"Das kriegen wir hin", muntere ich die Damen auf. Ein Zitat aus dem Stück. Es wird zum Running Gag. Lang sieht es allerdings so aus, als ob wir es nicht hinkriegen würden. Die Premiere wird ein zweites Mal verschoben.

Ich lasse Trude peitschenschwingend auf dem Rücken des Polizisten reiten: "Wir atmen ganz ruhig ein, wir lassen uns nicht aus der Ruhe bringen, wir schlürfen den Atem genüßlich ein, wir lockern alle Gliedmaßen, alle Herr Meyer!" Lore ist schlank geworden. Seit drei Jahren nun schon metastasenfrem. Es schaut gut aus, sagen die Ärzte. Allerdings keine Zigaretten mehr, kein Alkohol, die halbe Lunge will geschont, das Leben ein Klotz am Bein, der Jammer will sie niederzwingen. "Mein Ernst!", sagt sie, wieder wieder, "ich kann nicht schlafen in der Nacht,

drehe mich im Bett von einer Seite auf die andere, der Rücken schmerzt, ich fühle mich wie fünfundneunzig, nein, viel älter, die Weißkittel wissen auch nicht weiter, hänge jeden Tag drei Stunden in einem Wartezimmer rum, die Gespräche der Patienten fast noch schlimmer als mein Leiden." "Aber sonst geht's dir gut?" "Sonst geht es mir gut." Sie sieht mich an. "Bloß das Leben ist nicht auszuhalten. Alt werden, das ist nichts für mich", antwortet sie, derweil ihre Freundinnen Lotte und Elly Ratschläge geben, auf dem Bühnensofa herumlungern, Ute warmes Wasser, Gretel Kaffee, wer ist jetzt wer? Schleef steht staunend daneben, es überkommt ihn wie ein Déjà-vu, er schmunzelt, strahlt schließlich über das ganze Gesicht: "Frau Tappe", stottert er, "Sie sehen doch aus wie das blühende Leben. Im Vergleich zu mir geht es Ihnen blendend. Ich sterbe jeden Tag." "Herr Schleef", widersprechen die drei Alten, "das dürfen Sie nicht sagen!" "Wenn es aber doch so ist!" Er genießt es sichtlich, Hahn im Korb zu sein. Ich leide vor mich hin, gezeichnet von der letzten Nacht; der klare Schnaps verflüchtigt sich und legt die Nerven frei. Viel zu wenig Schlaf. Schleef macht sich sichtlich Sorgen um mich.

"Da sitzen sie vor mir, die beduddelten 3 Altchen, die sich so gefreut haben, daß ich gekommen bin, Binder, ders einfädelt wie ein Geheimnis, da spielen sie sich ihr Theater vor, wie gut und richtig, daß ich da bin", sollte er in der Nacht in seinem Tagebuch notieren, "Binder mit einem Spitzbauch, älter geworden, grauer, der Schnaps haut ihn nach einem Glas um, immer noch beständig den Stachel zu löcken, ich vor ihnen, der den eigenen Text nicht versteht, grübelt, was das in diesem Zusammenhang zu bedeuten hat. Ich bin froh, als wir aufbrechen, noch mit dem Fahrer schwatzen, es sind alle sich so vertraut, so zusammengewachsen, auch Binder, der dahin gehört wie die Faust aufs Auge."⁷

Ja, ich habe zugenommen. Es ist die beginnende Leberzirrhose, die meinen Bauch aufquellen lässt. Ich ahne nichts davon und trinke mich um

Sinn und Leben. Die Aufführung droht in ein Fiasko auszuarten. Ich bin ratlos und verwünsche mich, mich auf das Unterfangen eingelassen zu haben. Zweifel an meiner Tätigkeit als Regisseur. Ich weiß nicht weiter. Meine Frau mich verlassen. In der Nacht zur Jahrtausendwende. Sie hält mich nicht aus. Und ich mich auch nicht. Die Proben eine Qual, teilweise nur noch Pflichterfüllung. Ich habe noch nicht wieder zu schreiben begonnen. Die Nächte trotzdem vor dem Laptop. Im Chatroom mit anderen verlorenen Existenzen. Auf der Suche nach dem schnellen Kick. Die flüchtigen Begegnungen, nie eine ganze Nacht. Jeder Orgasmus ein Sturz ins Bodenlose. Jedes Mal. Es zieht mir die Beine weg. Ich falle tief und tiefer. Da komme ich nicht mehr raus, das ist mir klar. Die Mutter fängt mich nicht, hat mich nie aufgefangen, schon als Kind im Traum den Berg zu Tal gedonnert, schweißgebadet aufgewacht, kurz vor dem Aufprall Augen auf und nichts.

Wir schreien uns die Einsamkeit wortlos an uns vorbei. Der Blick nach innen, das Ziel man selbst, erschöpft rollen wir auseinander, den Hügel hinunter, die Körper verschwitzt, wir wissen auch danach nicht mehr von uns, als wir vorher wussten. Und wollen auch nichts von uns wissen.

Die Sehnsucht bleibt, sie hat keinen Namen, Sangerhausen nur vorgeschoben für das Sich-nicht-Zurechtfinden, die Wohnung Trudes allgegenwärtig, die Verzweiflung der Schauspielerinnen meine Verzweiflung, wir wissen nicht mehr weiter, der Vorhang öffnet sich nicht, er reißt ein, die Sätze Schleefs quellen auf die Bühnenbretter, besetzen den Raum, die Atmosphäre bleiern, die Szenen schleppen sich durch die stundenlangen Proben, über die Tage, Wochen hin: "Mit Kreide malen sie bei Tag an die Häuser Striche, die Stadt ist leer, nachts eine Ruine, wo sind die Leute hin, nachts verschwinden ganze Straßenzüge, kommen die je zurück in den Dreck, um nach Goldklumpen zu stochern?"⁸

Ich freue mich auf den Tag, an dem ich das Theater nicht mehr betreten werde müssen. Bis heute weiß ich nicht, wie es dazu kommen konnte, mich ihm auszuliefern. Die Einsamkeit am Schreibtisch? Die Leere nach dem Heroinentzug? Vom ersten Moment an allerdings mit der vermeintlichen Option, es jederzeit wieder verlassen zu können. Ohne dass es Spuren hinterläßt. Jederzeit. Nach der Vorstellung hinaus. Auf die menschenleeren Straßen. Nachts. Dem Applaus entfliehen. Aber dann verheddert man sich. Trinkt sich von Kantine zu Kantine. Verplappert sich. Wird zum versteinerten Koloss. Trunken läßt man sich ins Nichts des Bühnenalltags fallen. Läßt die Schauspieler für sich sprechen. Liefert sich ihnen aus. Die Sucht nach Nähe läßt einen übersehen, dass es so etwas wie Nähe auf dem Theater nicht gibt. Man räkelt sich vor Wohlbehagen, während man sich selber in den Gesichtern auf der Bühne sucht und findet. Da stehen sie, die Stellvertreter meiner Existenz, und quälen sich die Seele aus den Poren.

Berühmt zu werden war nie mein Antrieb. Äußerlichkeiten, ja. Anerkennung. Das liegt in der Natur des Theaters. Ein bisschen Eitelkeit und Selbstverliebtheit gehören dazu, um so verloren gehen zu können. Mein Ziel: einmal am Burgtheater inszenieren und dann: aufhören mit dem Theater. Eine Einladung zum Berliner Theatertreffen, die den Abschied krönen und erträglich machen würde. Und jetzt? Jetzt ist es die Hoffnung und die Zeit. Sie lesen richtig: die Hoffnung und die Zeit. Zwei Begriffe, die sich ausschließen. Die nicht zusammengehen. Die stracks in einen Abgrund oder an den Schreibtisch. Erst recht, wenn sie in einem Atemzug mit dem Theater genannt werden. Theater und Zeit und Hoffnung schließen einander aus. Wenn die letzte Vorstellung gespielt, der letzte Vorhang fällt, dann ist da nichts, nein, nicht einmal nichts. Nichts würde implizieren, dass da einmal etwas war.

Die Theater selbst sind austauschbar. Man entäußert sich und bleibt

übrig. Wozu daran teilhaben, wenn man doch wieder nur hinaus. Auf die Bühne. Wieder wieder. Vor den schon vor der Premiere gefallenem Vorhang. Die Stiegen hinunter, ins Freie. Das Blitzeis in Schwerin. Die Gostilna in Ljubljana. Der Flieder im Stadtpark in Wien. Tief einatmen. Allein.

Der Betrieb frisst seine Kinder. Das Menscheln, aus dem das Theater seine Daseinsberechtigung ableitet, verführt dazu, zu einem nur auf sich selbst bezogenen Vielfraß zu werden, der die bewundernd um ihn stehenden Menschen, die ihn mit Applaus füttern, verschlingt. Besser allein. Mit dem Unglück per du.

Schleef hat aufgeräumt mit der Niedertracht der Menschendarstellung, die dort am widerwärtigsten und intensivsten ist, wo die "tollsten" Schauspieler auf der Bühne stehen und mit fremden Worten sich immer nur auf sich selbst beziehen. Aber was kann man auf die Bühne stellen als sich selbst? Auch Schleef hat immer nur sich selbst auf die Bühne gestellt. Daran hat er nie einen Zweifel gelassen. Immer nur sich selbst. Dazu muss man stehen, auf der Bühne und im Leben. Die Lüge hat da keinen Platz. Die Wahrhaftigkeit tanzt barfuß in ihrem eigenen Blut. Der Frack das Totenhemd des ganz auf sich Zurückgeworfenen.

Nach Einladungen zum Theatertreffen und Inszenierungen am Burgtheater hat ER nicht mit dem Theater aufgehört. Obwohl auch er gescheitert, wieder wieder: "Herr Binder, Theater ist ein einziges Verletztwerden, eine einzige Erniedrigung. Dem entkommt man nicht."

Ich erinnere mich gut. Wir sind in meinem kleinen Dachbodenzimmer in Schwerin gesessen und haben Schnaps getrunken. Aus dem Fenster haben wir auf den Pfaffenteich geschaut. Als ob wir übers Meer. Über den Horizont: "Wer vor Angriffen Angst hat, darf eh nicht zum Theater gehen. Dann muss man zu Hause als Mimose leben. Denn sobald man sich diesen Betrieben nähert, ist man der letzte Arsch. Ich

kenne keinen Künstler, der das unbeschadet überstanden hätte."¹⁰

Vielleicht muss es etwas viel Größeres sein als das Theatertreffen oder das Burgtheater oder ein Erfolg, habe ich damals gedacht, was das Beenden der Theaterarbeit vor einem selbst rechtfertigen kann. Vielleicht aber wird es auch so etwas Banales wie das Sterben sein. Die perfekte Symbiose aus Zeit und Hoffnung: das endgültige Scheitern an sich selbst.

Wir trinken uns bis ins Verhängnis und zurück. Wir lieben die Schauspieler. Wir umschwärmen sie. Je betrunken wir werden, desto mehr lieben wir sie. Trinken, reden, trinken, trinken. Dann der Bruch: "Ich bin bankrott", sagt Schleef, "ich weiß nicht einmal, wovon ich mich ernähren, geschweige denn die Miete zahlen soll." Nüchtern getrunken frönt er seiner Leidenschaft, der Mittellosigkeit. Mit jedem Schluck wird seine Situation aussichtsloser. Ich kenne das von anderen Besuchen: essen, trinken, jammern ... Die Kunst ein einziges Jammertal, der Künstler gänzlich unerlöst.

Ich biete ihm das Honorar für den vierten Teil von *Totentrompeten* an. Er reagiert überschwänglich. "Das würden Sie für mich tun, Herr Binder?" "Ich gehe morgen auf die Bank, dann kriegen Sie Ihr Geld."

Er ist ganz außer sich.

Ein Jahr danach ist Einar Schleef tot. Weggelaufen. Die Nußbaumallee hinunter. Dem verständigten Notarzt entgegen. Atemlos. Das Herz, er weiß es. Es will nicht mehr. Er rennt dagegen an. Mitten hinein in dieses schwarzrotgoldne Loch im Universum. Ich seh ihn noch im Morgengrauen den Pfaffenteich entlang in sein Hotel am Bahnhof tänzeln. So verquer, so losgelöst von allem Irdischen, und doch wie ein Pflöck in die Erde gerammt, sich um sich selber drehen, der Anker in Sachsen-Anhalt, vor der Haustüre das Meer, der Harz mit dem Brocken als Atlantis, das noch aus dem Wasser und mit seinem Tod versinkt.

Ich höre ihn Puntila rezitieren in meinem Auto, aber es sind Schleefs

Worte, seine Sätze: "Zuhause das sind die Eltern, der Vater, die Mutter, der Schulweg, das Kino, die Dörfer, das Gestrüpp, die Stadt, die man sein Leben nicht loswird."

Das Stück wird einige Monate später in seinem Laptop gefunden. *Gute Reise auf Wiedersehen* heißt es. Ich bekomme es in einem braunen Briefumschlag und ohne Kommentar. Es ist fertig und doch nicht. Eine Elegie. Unvollendet, ein Fragment, und doch: Der Text erinnert mich an Büchners *Woyzeck*: Keine Zeile zu viel, alles gesagt, kein Geschwafel, die Sätze nicht beendet, der Zuschauer wird sie weiterdenken müssen, wird auf sich selbst zurückgeworfen werden, keine Antwort, kein Zuhause, keine Frage offen. Trude springt aus dem Fenster: "Freiheit Freiheit!" Elly und Lotte: "Auf Wiedersehen!" Der Schluss. Das Scheitern. Der Abschied nach dem Blick zurück. Der Abgrund: "Wo willst du aus dem 43. hin, in die schmale Zementtrabatte unten?"

Zehn Jahre später Probenbeginn. Am Tag davor begegne ich Aharon Appelfeld bei den Rauriser Literaturtagen. Der 1932 in Czernowitz geborene Sohn deutschsprachiger Juden zählt zu den großen Erzählern Osteuropas. Dem Tod im Lager und in den Wäldern der Ukraine entrinnt er nur knapp. 1946 erreicht er nach jahrelanger Flucht vor den Schergen Nazideutschlands Palästina und beginnt, Hebräisch zu lernen, indem er die Bibel abschreibt, Wort für Wort, Zeichen für Zeichen. Die ihm bis dahin fremde Sprache wird ihm Heimat und Zufluchtsort. Das Alte Testament durchwirkt auch seine Zeilen. Die Worte wahr, wahrhaftig, jede Episode ein Gleichnis, aus sich selbst neu geboren. Die tatsächlichen Schicksale ein dunkles Vermächtnis deutsch-österreichischer Geschichte, die Wucht der Worte, in Granit gehauen, gebeugt schreit Hiob sie gen Himmel, gegen Boden, in sich und in die Welt hinein.

Ich stehe einem der bedeutendsten Zeugen und Chronisten der

Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts gegenüber und bedanke mich. Er nickt freundlich und bedankt sich auch: "Ich schreibe nur, was ich weiß." Ich bin tief beeindruckt.

Es wird still im Saal, als er bedächtig, mit einem wehmütigen Lächeln, zu erzählen beginnt: "Alles war schlecht. Aber in jedem Ghetto, in jedem Lager, in jedem Wald, in jeder Gruppe von kriminellen Leuten war einer ein Guter, er hat mir die Hand, er hat mir ein gutes Wort, er hat mir ein Stück Brot, er ist Mensch geworden und hat mich Mensch gemacht."

Nach der Lesung hinaus, aus dem Gasthaussaal, dem Dorf, ich möchte allein sein und weinen. Ich bin dankbar, daran erinnert worden zu sein, dass ich ein Mensch bin und dass auch ich die Verpflichtung habe, andere Menschen daran zu erinnern, dass sie Menschen sind. Ich möchte die Welt umarmen, so wie die Berge mich umarmen, die Sonne mir ins Gesicht scheint, das Grün mich auffängt wie der Mutter Schoß. So viel Hoffnung war schon lange nicht.

Die Angst wird immer größer, je älter ich werde. Was, wenn ich meinem eigenen Anspruch nicht mehr gerecht werden kann? Bin ich ihm jemals gerecht geworden? Hat über all die Jahre die Hoffnung, Karriere zu machen, meine Unzulänglichkeiten zugedeckt? Man lügt sich ja so gerne selber an. Die Wahrheit viel zu bitter, als dass man sich ihr stellen möchte. Die endgültigen Entscheidungen umschiffen wie die Klippen vor dem Felsenstrand. Als Kind habe ich die Augen geschlossen, wenn ich nicht gesehen werden wollte.

Es spricht und schreibt sich leicht vom Scheitern. Aber im Älterwerden wird das Gefühl der Ohnmacht stärker, der Tod als Option drängt sich in den Vordergrund. Nicht Selbstmord, keine Angst, der Tod als fernes Trugbild, das impliziert, man könnte beim Sterben und danach als Unbeteiligter dabei sein. Geflissentlich neigen wir zu übersehen, dass

das Schicksal den Kreis sägt, durch den wir fallen werden, wenn wir ihn ausgesprochen.

Schleef wirft mich auf mich selbst zurück.

"Mal sehen, ob mir wieder in den Sinn kommt, wo genau ich hinwollte - und was mal der Entwurf war", schreibt mir der Journalist und Literaturkritiker Stefan Gmünder in einem Brief. So ist das. Genau so. Mit dem Reisen und mit dem Ankommen, mit den Entwürfen und den Abschieden. Die Wegbeschreibung müssen wir uns Tag für Tag erfinden, das bleibt uns nicht erspart. Das macht uns aber auch so ziellos, einzigartig. Allein am Straßenrand. Was wollten wir? Im Alter mutieren die Landkarten zu Schimären, wir fragen uns nicht mehr: Wohin?, nur noch: Was jetzt?

Die Proben grauenvoll. Ich schwanke jeden Tag zwischen Euphorie und tiefer Verzweiflung. Ein Kriegseinsatz im Blindflug ohne feindliche Ziele. Zum Schreiben komme ich nicht. Vierundzwanzig Stunden Sangerhausen. Oft wünsche ich mir, ich könnte zuhause bleiben und mich an den Schreibtisch setzen. Aber wäre die Verzweiflung dann geringer? Wohl nicht. Der Schlaf dünnhäutig, wache ich bei jedem Geräusch auf. Die Bilder schießen in den Kopf. Dort aber brauche ich sie nicht. Ich will sie endlich auf der Bühne sehen. Ungeduld. Und Angst. Vielleicht liege ich ja komplett daneben. Vielleicht bin ich immer komplett daneben gelegen. Und die Texte haben alles übertüncht. Meine Schwächen, mein fehlendes Talent. Meine Inkonsequenz. So fremd wie am Theater habe ich mich nicht einmal zuhause gefühlt.

Zum Glück allein. Niemand neben mir im Bett. Ich habe es vor Probenbeginn ausgetauscht. Ich schlafe nun auf einem schmalen Lager im kleinsten Zimmer meiner Wohnung. Da fühle ich mich geschützt. Da will keiner rein. Da lebe ich gesund, rauche nicht, die Schnapsflaschen stehen neben meiner Lyriksammlung im Bücherregal. Ich werde ihren Inhalt nie

trinken. So wie man Gedichte nicht lesen kann. Man muss sie schauen, riechen, schmecken, erahnen. Und da stehen sie, die Buchstabenkringel, die aus sich selbst gezerrten Erklärungsversuche, die schwarze Kreide, was, fragen wir, was treibt uns um, uns so zu reduzieren? Wohl der Versuch, uns wiederherzustellen als das, was wir einmal waren.

Es ist beruhigend, dass es sie gibt, sie da sind. Verheißungsvoll. Die Bücher und die Schnapsflaschen, sie gehören zusammen, Paul Celan und der Vogelbeerschnaps, Hölderlin und der Meisterwurz, der Quittenbrand und die *Kreuzzertretung* Christine Lavants. Da ist es schön zu sterben. Im Bett unter dem weiß gekalkten Baldachin des Plattenbaus.

Jeden Tag um vier Uhr raus. Zwei Tassen schwarzer Tee. Die Nebel und die Müdigkeit verziehen sich. Die Nervosität bleibt. Dass es heller wird, draußen, schön; doch kein Trost, der Labsal und Erlösung, kein Applaus in Sicht. Keine Antworten zu erwarten. Von nirgendwoher. Von niemandem.

Trude, Elly, Lotte angekommen, im Westen, dem Paradies, die ganze Welt ist nun, was früher Moskau war, mit einem Mal so groß, so riesengroß, größer als das Universum. Überall darf und kann man hin. Aber will man das? Denn plötzlich ist das Ziel nicht mehr in Sicht. Es ist verlustig gegangen auf der Reise, zwischen dem Aufbruch und dem Auf Wiedersehen.

Wie Schleef selber haben die drei Alten Sangerhausen nie verlassen. Die Mutter nicht, nicht ihre Freundinnen. Von der Mogkstraße zum Bahnhof. Ein Katzensprung. Aber es fahren keine Züge mehr. Wenn man überallhin kann, dann ist man ganz verloren, dann will man wieder nach Hause. Aber dann gibt es plötzlich kein Zuhause mehr. Und kein Zurück. Aus dem Himmel fallen die Ziegel, der Putz bröckelt, die Männer mit den Gitarren, Herr Baum aus Hildburghausen nackt, ein Handtuch um die

Hüften, "die Mutschekälbchen im Gelb, die zitternden Kornblümchen, der Kyffhäuser schickt Gewitter, die Silberdistel zerplatzt regelrecht, verschießt flammenden Samen, ein violette Rad im Wind, bis alles kraus und krank, verdorrt, versengt zusammensackt"⁹. Was Vergangenheit, nun Jetzt und erinnerte Gegenwart. Kein Gestern, kein Morgen, gut, dass der Ziegelstein nicht auf den Kopf, sondern in den Zinkeimer.

Schön: Die drei Alten plötzlich jung. Der Kunstgriff - aus der Notwendigkeit geboren, dass meine drei Schweriner Damen das nicht mehr spielen können - scheint aufzugehen. Ich spüre die Sehnsucht, sie durchdringt trotz aller Jugendlichkeit mühelos das Elend des Proberaums und des Hotelzimmers im dreiundvierzigsten Stock, der Mensch trägt nicht nur sich durchs Leben, sondern die ganze Menschheitsgeschichte, alle Worte, Sätze, das hilflose Gestammel, das wir Sprache nennen. Nie ist je etwas zu Ende, ein Trost?, ja, vielleicht, doch hilft der nicht.

Wie verrückt mich selber geraderichten, seit dem Geborenwerden schon. Das Hochzeitskleid das Leichenhemd, das Staunen unerträglich, auch dort draußen, jenseits von Sangerhausen, jenseits der leuchtend gelben, mit rotem Mohn getupften Weizenfelder, jenseits des Kyffhäusers, der Linde auf dem Taubenberg, wo auch immer, hat man nur sich selbst. Die Welt geschrumpft, so klein geworden, jetzt, im Westen, dem Paradies, so klein, im Kopf kein Platz für ein Zuhause.

Tiefe Dankbarkeit, diesen Text auf die Bühne stellen zu dürfen. Schleef sitzt neben mir, an der Schreibmaschine, im Probenraum, die Schauspielerinnen lieben die Sätze, freilich, die wehren sich, bleiben im Hals stecken, wollen rausgewürgt und ausgespien werden. Die Worte plötzlich weg, der Sinn abhanden gekommen, sich aussetzen, bis man bei sich selber anlangt. Was, wenn man auch dort auf nichts anderes stößt als auf einen selber?

Erschrecken. Was dann? Ja, was. Kein Fragezeichen, Komma: Punkt

Punkt Punkt. Der Bahnhof, die Absteige in Berlin/New York, das kleine Zimmer, die Toilette auf dem Gang: "Die deutsche Geschichte?" "Die kannst du vergessen." "Der Stachel sitzt fest. Jeder Tag ein Kreuz. Wie lange noch sehen die Augen." Rausgeschwiegen wollen sie werden, diese Sätze.

Wieder an diese Grenze kommen, an der das Scheitern jenseits des Schlagbaums sich wie ein Abgrund auftut.

Ich kann nicht schlafen, obwohl ich müde bin. Woher die Kraft nehmen? Woher die Zuversicht? Was aber, wenn ich nicht den Mut habe, die Grenze zu überschreiten? An den Abgrund zu treten? Mich/uns zu erklären? Von mir/uns zu erzählen? Ja, es hat Sinn, sich so auszuliefern, auszusetzen. Ich bin unendlich dankbar für den Text. Und dass ich ihn in den Mund, ihn auf die Bühne, ihn den Schauspielern auf die Zungen, an ihm scheitern, mich so intensiv erleben darf. "Die Worte müssen eure Worte sein", erkläre ich den Schauspielerinnen, "vergesst Schleef!" Sie verstehen, und sie verstehen nicht. Sie kapieren nicht, dass diese Arbeit nichts mit Liebhaberei zu tun hat, dass sie nicht außen vor bleiben können, dass es um sie selber geht, dass es keine Adressaten gibt, dass keine Antwort zu erwarten ist, die Sätze müssen raus! Da hängen sie wie Nebelschwaden überm Harz.

Große Angst vor der Premiere, vor dem Ende nach siebzehn Jahren. Ein kurzes langes Menschenleben.

Wird sich die Leere auftun?

"Die holen uns nie", lässt Schleef seine Mutter im Stück sagen, "der Aufbruch wird Tag für Tag hinausgeschoben, ohne besonderen Grund, einfach so, nicht die Politik, die eigene Trägheit hängt's Gewicht an die Füße, man starrt darauf, beäugt seine Gefangenschaft, findet den Schuldigen, er sitzt dir gegenüber, aber aufstehen, genau das tust du nicht, sondern hockst weiter, reibst die wunden Stellen, ja sie sind wund, deine Beine tragen nicht, der Kreis ist ausgeschritten."

Am liebsten würde ich mir ein Bett ins Theater stellen und den Proberaum nicht mehr verlassen. Aufpassen! Es könnte ja jemand etwas davontragen. Mir könnte etwas entgehen. Meine Wohnung so fremd. Ich muss mich zwingen, zu essen. Nicht zu viel Kaffee. Die Tabletten spüle ich mit Verachtung hinunter. Sie sind die Nabelschnur, an der mein Körper hängt. Meine Seele habe ich Schleef anvertraut, er erzählt mir von mir, von uns, wir sind angekommen, mitten in der Sprache.

Ja, KOMMEN. Nicht fortgehen. Immer ankommen. Es gibt kein Zurück. Der Blick nach vorne. Weiter. Die Müdigkeit. Mit schlurfendem Schritt. Über die offenen Schuhbänder stolpern. Wir erleben uns in den fremden Biografien, wir werden erzählt, wir hören (uns) zu und ahnen plötzlich, wer wir sind, woher wir kommen und vielleicht auch, wohin wir, wenn nichts und niemand mehr als Ich.

"Wir weinten, alle vier", schreibt Aharon Appelfeld in seinem jüngsten Buch *Geschichte eines Lebens*, "wir weinten um die unvollendeten Geschichten, um verpasste Chancen, um die Worte, die wir nie gesagt hatten, um alles, was wir niemals verstehen würden. Wir weinten um die Scham, um die Angst und um die Liebe. Wir weinten um uns selbst. Wer war, oder wer ist es, der Menschen dazu bringt, so weinen zu müssen, weinen über alles, was Leben bedeutet."

Den Tod herbeischreiben, um sich das Leben ins Bewusstsein zu trommeln. Unabdingbar. Es muss sich in mich bohren und sich mir ständig in Erinnerung rufen. Ja, das ist es. Was? Das. Das: Nicht mehr und nicht weniger als einen Moment lang die Stille spüren, die sich am Abgrund auftut und die wir nur mit dieser unendlichen Liebe füllen können, der wir uns so oft verweigert haben.

Als ich vor Jahren am Ohrid-See gestanden bin, ist es mir in den Kopf geschossen: Wer die Menschen so liebt wie Jesus, den trägt das Wasser. Eine Hoffnung? Ja. Was sollten wir ohne sie? Wie vergeblich sie

auch sein mag, wir sind ihr verpflichtet. Wir sind verpflichtet, uns zu begründen, auch wenn unsere Erklärungsversuche stets im Nichts enden. "Die Leere und das gezeichnete Ich", Gottfried Benn, es gibt etwas darüber hinaus. Etwas, das uns treibt, antreibt, uns immer wieder ankommen lässt, bei uns. Jelineks Winterreise auf meinem Nachtkästchen. "Wer sollte mich verstehen, wenn nicht Du", schreibe ich ihr.

Ende April. Ich bin so müde, dass ich aus den Schuhen kippen könnte, im Stehen. Aber an Aufgeben denke ich nicht.

Die Schauspielerinnen geben ihr Bestes. Mein Konzept geht nicht auf. Keine Chance, gegen die Jugend anzukämpfen. Was man nicht erfahren hat, kann man auch nicht erspielen.

Eine Darstellerin hat mich einmal nach einer Probe gefragt: "Glaubst du, ich reiche?" Daran muss ich in diesen Wochen oft denken. "Wer, wenn nicht du", habe ich ihr damals geantwortet. In Bezug auf mich selbst fällt mir die Antwort nicht so leicht.

Wenn die *Totentrompeten* wie tausend Vuvuzelas in das Dasein brüllen, reicht es schon gar nicht, nur man selbst zu sein! Das ist der Preis der Wahrhaftigkeit: sich selbst verlassen, für immer, nie ankommen, nie mehr man selber sein, kein Ziel vor Augen, außer diese schwarze Leere, die sich im Alptraum auftut als ein Gleichnis für den unerfüllbaren Wunsch, doch einfach nur leben zu dürfen. Nur leben.

Ich notiere: "Ich habe mit dem Grabbesuchstext zu Einar Schleef begonnen. Wieder ein Text eigentlich über mich. Wieder die Frage: Kann ich über jemanden schreiben, indem ich über mich schreibe? Ein klares Ja. Und doch bleibt ein Unbehagen. Interessiert es über mich hinaus?"

Ach ja.

Wie gerne würde ich den Tag genießen. Mich auf etwas freuen. Auf etwas jenseits von mir. Auf mich kann ich mich nicht freuen. Die

Begegnungen mit mir sind immer geprägt von Misstrauen. Ein Entkommen nicht mehr denkbar. Alkohol keine Möglichkeit. Eine Liebe? Nein. Nur die Liebe zu den Menschen. Die ich mir abringe, mir abringen muss. Wenn ich diesen Glauben verlieren würde, das wäre das Ende. Doch was dann? Endgültig nichts? Das Ende kein Ausweg, das ist mir klar.

Dass ich nicht ganz falsch liege, merke ich daran, dass meine Darsteller immer wieder in Tränen ausbrechen und nicht weiter können. Für mich ein Zeichen innerer Anteilnahme. Bitte nicht falsch verstehen, ich quäle sie nicht. Ich versuche sie nur behutsam an diesen Abgrund zu führen, vor dem man steht, wenn sich die Welt auftut als das riesengroße, horizontlose Loch, das sie ist. Nein, es geht nicht um Deutschland in diesem *Totentrompeten*-Zyklus, es geht um die Welt. Um uns. Unser Dasein. Um das, was uns ausmacht. Keine Angst, die Menschen werden lachen dürfen können. Das müssen sie dürfen, um diese unendliche Traurigkeit zulassen zu können. Um die unermessliche Liebe in sich spüren zu können, die aus der Stille wächst. Jetzt hätte ich spüren fast mit stummem h geschrieben. Würde dem Wort eigentlich gut stehen: SPÜHREN! Das stumme h als Accessoire am Nervenkostüm: "43. Stock. Ich springe." Trude.

"Ganz toll gespielt, aber man wills nicht sehen", hätte Schleef nach der letzten Probe gesagt.

Die Kritiken sind verheerend. Erniedrigend. "Bis auf den berührenden Schluss geht die Aufführung gründlich schief" schreibt die *Welt*, "der sperrige, poetische Text klingt steif, uninspiriert. Viel Text haben die jungen Leute auswendig gelernt, den sie zwei Stunden auswalzen, unterbrochen von abgestandenen Regiegags. Derart lähmende Langeweile gab es selten."

Tagelang muss ich mich zwingen, das Hotelzimmer zu verlassen. Ich

schleiche die Gänge entlang, luche ins Frühstückszimmer, keiner da, gut, schnell ein paar Brötchen aufs Tablett, ein weiches Ei, Butter, Marmelade, flugs wieder aufs Zimmer, nur niemanden treffen. Keine E-Mails lesen, nur keine Fragen, bitte. Kein: Wie geht es dir? und kein: Melde dich doch! und kein: Wie war die Premiere?

Alles nachzulesen. Ein Scheitern. Auf niedrigem Niveau. Keine Hinrichtung, nicht einmal das.

"Es täte dem Ruhm Schleefs keinen Abbruch", kommt auch Schleef in der *Süddeutschen* nicht ungeschoren davon, "wenn das unvollendete Drama weiter in der Nachlassschublade schlummern würde. Es ist eine stilistisch ambitionierte, aber schwer verschachtelte Elegie aus staubigen DDR- und Wendejahre-Reflexionen. Trude, Elly und Lotte, die drei Alten aus dem Harz-Kaff Sangerhausen, sind durch Gewinn einer Fernreise irgendwo zwischen Italien und Amerika konfrontiert mit der geballten westlichen Freiheit, die sie fasziniert und irritiert und zu langen Bewusstseinsgrabungen im kollektiven Ost-Gedächtnis animiert." Ja, so kann man das auch sehen.

Abends ruft die Pflicht, das Leben geht weiter. Ich quäle mich den Berg hinauf zum Zelt neben dem Festspielhaus. Ich habe mich konditioniert. Ich lasse mir nichts anmerken. Niemand spricht mich auf die Kritiken an. Natürlich haben alle sie gelesen. Alle sind freundlich. Verhalten zwar, aber freundlich. Diese Freundlichkeit, in der Bedauern mitschwingt. Trotzdem bin ich dankbar dafür. Die Schauspielerinnen stecken das erstaunlich gut weg. Sie lassen sich ihre Betroffenheit nicht anmerken. Obwohl, auch sie geknickt, in fahlen, blassen Gesichtern Ratlosigkeit. Ich muntere sie auf. Die Zeit drängt. Die nächste Aufführung beginnt in einer Stunde.

Nach der letzten Vorstellung in Recklinghausen bedanke ich mich bei den Mitarbeitern und verabschiede ich mich schnell. Ein dermaßen

mickriges Scheitern will belohnt sein. Ich gehe in ein teures italienisches Restaurant und bestelle Tagliatelle mit Steinpilzen. Kein Schnäppchen um fünf fuffzig. Mit Salat und Getränken wird mich das Essen dreißig Euro kosten. Im Fernsehen läuft Barcelona gegen Manchester United. Das Champions-League-Finale. Am Nebentisch sitzt der Intendant der Festspiele. Er steht auf, um mich zu begrüßen. Eine noble Geste. Auch er kennt die Rezensionen, erwähnt sie aber mit keinem Wort, sondern erkundigt sich nach den Vorstellungen und bedankt sich bei mir. Ich danke ihm ebenfalls und meine das auch so.

Zum Glück trinke ich nicht mehr. Wenn schon scheitern, dann nüchtern. Mit glasklarem Blick hinein ins Nichts. Kein Morgen, kein Gestern, mein Zahnfleisch schmerzt, im Schlaf die Prothesen zu fest aufeinander gepresst. Ja, die Zeit vergeht, ohne auch nur einen Moment zurückzulassen, nichts bleibt, nichts will archiviert werden, die Zigarette aus Gewohnheit, die Stunden verstreichen, keine Langeweile, keine Anteilnahme, keine Briefe, keine der versprochenen Berichte, weder an Elfriede Jelinek noch an meine Freundin Barbara. Keine Telefonate. Ich lese die Tageszeitungen im Internet. Barcelona hat gewonnen. In Deutschland rafft eine Lebensmittel-Epidemie die Menschen dahin. Ich verplempere die Zeit, als hätte ich unendlich zu leben.

Ich bin froh, gescheitert zu sein. Vor fast genau dreißig Jahren habe ich Schleef in Graz kennengelernt. Eine Erfolgsgeschichte. Nun ist es Zeit für etwas Neues. Ich werde seine Bücher zurück in den Schrank stellen, werde an Sonntagvormittagen daran vorbeigehen und mir manchmal ein Buch herauspicken, darin schmökern, mich erinnern, ohne etwas zu verklären, er ist nun ganz in mir angekommen, der Kreis hat sich geschlossen.

Ich hoffe, wir treffen uns immer wieder; unter anderen Voraussetzungen. Und mit etwas mehr Zeit und Ruhe, um miteinander zu

reden. Einfach so. Es müssen ja keine weltbewegenden Dinge sein, die wir verhandeln. Einfach uns daran erinnern, dass es ein Leben gibt, das wir nützen sollten, ohne immer nur zu überlegen, wohin und wozu und wer sind wir. Ein Kommen und Gehen. Der Müdigkeit nachgeben. Ein Weiter, über den Tod hinaus. Aber das hat noch Zeit. Der Tod steht ganz gut aufgehoben bei den Büchern Schleefs im Schrank.

28. Juni 2010. Die Nacht ist vorüber. Deutschland hat England 4:1 besiegt. Durchs Fenster der hellblaue kühle Himmel. Mich fröstelt. Ich freue mich auf den Tag, an dem ich nie mehr ein Theater betreten würde müssen. An dem ich den Menschen nicht nur auf der Bühne begegne. An dem ich mir die Menschen nicht mehr erquälen muss.

Ich erwandere mir Sangerhausen und die Erinnerung, die neu ist. Ein bisher unbekanntes Gefühl. Ich kenne den Ort aus den Texten Schleefs. Das Rathaus, die Göpenstraße, die Gonna. Die Menschen, noch verschlafen, eilen wie ferngesteuert über die gepflasterten Wege, ich stolpere, ich derrapple mich, nicht fallen, nein, nicht jetzt, nicht vor dem Ziel.

Der Anruf meiner Mutter in Kroatien, frühmorgens. Ich noch betrunken von der letzten Nacht. Mein liebeskrankes Herz ertränkt in Schnaps und Verlorensein, die Stimme wie von weit: "Du hast doch was von diesem Schleef gemacht?" "Ja." "Der ist gestorben." Ich begreife nicht. Ich will es nicht begreifen. Ich höre weg. "Dir geht es aber gut?" "Ja, Mutti, mir geht es gut." "Wirklich?" "Ja, wirklich." Was sollte ich auch antworten?

"Da hat ihm schon das Herz brechen müssen, damit er aus sich herauskommen konnte." Schreibt Jelinek zu Schleefs Tod.

Ich frage im Blumengeschäft am Friedhofseingang nach seinem Grab. Die

Verkäuferin kennt seinen Namen nicht. Noch nie gehört. Sie ruft nach der Chefin. Die vermeint, sich erinnern zu können, der Name kommt ihr bekannt vor. Aber das Grab? Der Friedhof ist groß. So viele Gräber. So viele Namen. So viele Tote. Sie gibt mir die Nummer der Friedhofsverwaltung.

Die Stimme am Telefon ist freundlich. "Sie kennen den Friedhof in Sangerhausen? Ich guck mal nach der genauen Grabbezeichnung." Hauptweg entlang, notiere ich, Abteilung 11, zweiter Weg links, ungefähr zehn, fünfzehn Meter links. Da liegt er. Von Efeu überwuchert. Der weiße Marmorstein aus seiner Brust. Die Schatten der Bäume tanzen über sein Gesicht. Ganz ruhig liegt er da. Das Leichenhemd ein Schnäppchen. "Herr Binder, nicht sentimental werden", sagt er, ohne die Augen zu öffnen. Mir scheint, er lächelt. Ich setze mich zu ihm und bin ihm behilflich, sich aufzurichten. "Was machen die beduddelten drei Altchen?", fragt er. "Gretel ist auch schon tot." "Was heißt, ist auch schon tot, Herr Binder?" "Ich lebe noch." "Das stand zu befürchten, dass Sie uns überleben."

Er versucht aufzustehen. Ich helfe ihm. Er schaut sich um. "Da haben sie mich also hingetreckt." Ich nehme ihn bei der Hand, um ihn zu stützen. "Was zippeln Sie?" Er schüttelt mich ab. "Ein kleiner Spaziergang, Herr Schleef?" Von weit die Glocken. Die Schatten tanzen wie verrückt. Die Buchen in Reih und Glied. Was wollte ich nicht immer fort, denke ich. Immer weiter und weiter und jetzt bin ich angekommen.

"Wer den Friedhof zum Liebchen hat, liegt schnell bei den Toten, Herr Binder." Er versucht, ein paar Schritte zu gehen. Fast knicken ihm die Beine ein. Dann richtet er sich auf. Nimmt alle Kraft zusammen und setzt einen Fuß vor den anderen. Wackelig zwar, aber es geht. Jetzt hebt er die Hände, zuerst die rechte, die linke ein wenig später. Es scheint, als wollte er mir etwas zeigen. Er dreht sich zu mir, will etwas sagen, lässt die Hände wieder sinken. Dann beginnt er zu laufen. Über die Wiese vor dem Grab,

durch das noch taunasse Gras, er springt hoch, macht mit den Händen Schwimmbewegungen, der Sonne, die gerade aufgeht, entgegen. Er hebt ab, er fliegt. Nach einer Runde über dem Friedhof landet er wieder im Grab. "Sonne tut weh, das Blitzen", sagt er, bevor die Erde sich wieder schließt, die Efeuranken darüberwachsen, in Windeseile. Ich stelle eine Kerze vor das Grab und winke ihm, bevor ich gehe.

Am letzten Tag meines Aufenthalts in Sangerhausen besucht mich Hans-Ulrich Müller-Schwefe, der Lektor Einar Schleefs. Er erzählt von einer Ausstellung in Halle. So etwas wird es nie wieder geben, sagt er. So viel Platz, ein riesengroßer Saal. Nein, so etwas wird es nie wieder geben, denke ich. Aber wird es denn je irgendetwas wieder geben? Ist nicht alles immer schon vorüber in dem Augenblick, da es ist? Und ist es nicht Schleef gewesen, der davon erzählt hat? Der alles festgehalten hat? Der sich nie damit abgefunden hat. Der nie einen Schritt über die Stadtgrenze von Sangerhausen hinaus gemacht hat. Der immer nur hinüber geschaut hat nach Thüringen, ja, das ist weit, über die Hügel, hinter der Abraumpyramide, da, wo die Dichter nach Herzenslust Sehnsucht haben dürfen und ihnen die Mütter auch im hohen Alter noch die Brust reichen. Der immer mit dieser seltsamen Ahnung hinübergeschaut hat, dass es auch dort nichts außer Elend, hier und jetzt, kein Vaterland und keine Rückkehr möglich. Da ist immer Mutter vor gewesen. Gertrud. Sie schwebt wie eine ferne Lichtgestalt über dem Friedhof, sie beschützt ihn jetzt, den toten Einar Schleef.

Es heißt, dass er zu stottern begonnen habe, als er zum ersten Mal das Wort *Mutter* in den Mund. Der Sturz aus dem Zug nur vorgeschoben. Das Wort nicht über die Lippen wollen. Nicht hinaus wollen. Er nicht und Mutter nicht. Die Rufe vergeblich. Das Fallen. Das Kriechen auf allen Vieren. Über

den Stadtplan von Sangerhausen. "Meine Wurzeln hier. Abgesang vor der Treppe. Ein Diesesmal gibt es nicht. Jetzt heißt es Anstand, Sterben. Ich wiederhole mich, gäben doch die Wurzeln auf, sie saugen. Unten wächst es sich noch aus, wozu dieser lange Weg. Käme die Ruhe."¹¹ Mutter. Die Ernst Thälmann-Adolf Hitler-Hindenburgstraße hinauf, Richtung Bahnhof, die Mogkstraße rechts liegenlassen, die Häuser renoviert, es riecht nach Westen jetzt, nur Schleef ist übriggeblieben von der DDR.

Zurück in Graz, werde ich einen Spaziergang machen, Wolfi Bauer besuchen auf dem Zentralfriedhof und drei Kerzen auf sein Grab stellen. Eine für ihn und eine für Schleef. Und eine von Elfriede Jelinek. Das hab ich ihr versprochen.

Wolfi muss für alle meine Toten herhalten. Ihm erzähle ich von ihnen, er hört geduldig zu. Ganz anders als im echten Leben. Im echten Leben, damals, war Bauer kein geduldiger Zuhörer. Aber im echten Leben ist eh alles anders, werde ich ihm erzählen, da sind wir viel mehr tot als Schleef und du. Da laufen wir dem Tod stets hinterher und kommen nicht vom Fleck. Und wenn wir ihm begegnen, sterben wir vor Angst. So ist das. Im Leben.

In einem Spiegel-Interview antwortete Schleef auf die Frage, ob er nicht das Selbstbild des heroischen Einzelgängers verkläre: "Das Stück Holz, das hinten in der Ecke liegt, kann ja auch nicht in den Wald zurück. Das kann nur da trocknen und trocknen und auf einen Wasserdurchbruch warten, um vielleicht dann aus einem Unkrautsamen aus der Urzeit noch einen Trieb zu entwickeln. So ist es doch."

Anmerkungen

Foto: Grab Einar Schleef, Sangerhausen, 29. Juni 2010, © Binder

¹ Dieses Zitat hat Einar Schleef "Gertrud" vorangestellt. Suhrkamp Verlag, Berlin, 1980/1984

² 1995 wurde Einar Schleefs Schauspiel *Totentrompeten* in Schwerin in einer Co-Produktion des Grazer *forum stadtpark theater* und des Staatstheaters Schwerin uraufgeführt. Das Stück wurde 1995 in der Kritikerumfrage von *Theater heute* zum Stück des Jahres gewählt und gewann den Mülheimer Dramatikerpreis. Für das Team der Uraufführung (vor allem für die drei großartigen Schauspielerinnen Gretel Müller-Liebers, Lore Tappe und Ute Kämpfer) schrieb Schleef unter dem Übertitel *TOTENROMPETEN* drei weitere Stücke. *Drei Alte tanzen Tango* und *Deutsche Sprache, schwere Sprache* wurden 1997 und 2000 ebenfalls in Schwerin uraufgeführt. Der vierte und letzte Teil *Gute Reise auf Wiedersehen* wurde 2011 zum ersten Mal in Recklinghausen gezeigt.

³ Bertold Brecht: Herr Puntila und sein Knecht Matti, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1950

⁴ Ebenda

⁵ Der Spiegel, 20/1998

⁶ Einar Schleef: Gertrud 2, Seite 568, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2003

⁷ Einar Schleef: Tagebuch 1999-2001, Seite 187-188, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2009

⁸ Einar Schleef: Deutsche Sprache schwere Sprache, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2003

⁹ Einar Schleef: Gute Reise auf Wiedersehen, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2003

¹⁰ Der Spiegel, 20/1998

¹¹ Einar Schleef: Gertrud 2, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1984

Willkommen. Vom Glück des Scheiterns. © 2011 Ernst Marianne Binder